

Besprechungen.

Karl Vietor, *Geschichte der deutschen Ode.* (Geschichte der deutschen Literatur nach Gattungen. Bd. I.) München 1923, Drei Masken-Verlag. 198 S. 8^o.

Die deutsche Literaturgeschichte gattungsmäßig zu zerlegen und so monographisch darzustellen, ist ein sehr guter Gedanke, doppelt aner kennenswert bei einem Forscher, dessen Interesse und Kenntnisse sich auf die neuere Literatur konzentrieren, für welche die Gattungen wenig mehr bedeuten; er spricht selbst von dem verworrenen Zustand dieser in der Gegenwart und nennt ihn »das Gegenspiel der allgemeinen Gefühllosigkeit für das Wesen der überkommenen Form überhaupt«, ja, er geht so weit, zu behaupten, das gattungsmäßige Element habe »in der abendländischen Literatur« sich nie so kräftig und beherrschend ausgewirkt wie in der antiken. Die Antike als Mutterboden der Frage- und Aufgabestellung wäre also klar, auch wenn der erste Band des Unternehmens nicht der Ode gälte, mithin dem Fortleben eines pindarischen und eines horazischen Typus. Der Verfasser gedenkt wiederholt der Gedrungeheit und Urbanität des Horaz. Sein Ausgangspunkt scheint jedoch Hölderlin zu sein, über dessen Lyrik er 1921 ein Buch veröffentlicht hat, und der in seiner jetzigen Darstellung — verdienstermaßen, wenn auch mit allzu starker Drückung Platens — den Gipfel bildet. Hölderlins Odendichtung führt von selbst zur Antike und damit auf die Begriffe der poetischen Gattung und ihrer Geschichte.

Eine ähnlich wichtige Rolle wie im alten Griechenland spielen diese Begriffe übrigens im germanischen Altertum und auch noch im Mittelalter und in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit, bis um 1750 mit der massenhaften Herstellung gedruckter Schönliteratur die Verwischung der dichterischen Kunstformen beginnt. Die Dichtung des germanischen Altertums läßt sich, abgesehen von den Skalden, überhaupt nur gattungsmäßig auffassen und darstellen (A. Heusler, *Altgermanische Dichtung*, in Walzels *Handbuch der Literaturwissenschaft*, 1923). Sie zeigt dabei, daß nicht »in jeder Epoche der Dichter eine Fülle lebendig blühender Kunstformen vorfindet«, sondern manchmal nur wenige, was übrigens auch die altgriechische Literaturgeschichte zeigen kann. Die »Fülle« ist, sobald wir uns weit genug umschaun, um allgemeine Sätze aufstellen zu können, etwas verhältnismäßig Seltenes und in den modernen Literaturen seit der Renaissance erst die Folge kumulierender Schriftbildung; sie enthält wohl immer die Gefahr einer Abstumpfung des Formensinnes und einer Auflösung der Formen.

Vietors Arbeit darf als ein Symptom gewertet werden des wiedererwachenden Bedürfnisses nach Formreinheit und Stil. So wie der Verfasser sich gibt, überzeugt er uns davon, daß dieses Bedürfnis sein eigenes ist. Er hat ein sehr persönliches Verhältnis zu seinem aristokratischen Gegenstand und sagt über ihn manches Feine. Mit künstlerischer Liebe kennzeichnet er seine Helden: Celtis, Balde, Weckerlin, Gryphius, Klopstock, Hölderlin, wobei auch die beleuchtende Anekdote Verwendung findet, sparsam jedoch und gern aus entlegener Quelle geschöpft. Die Belesenheit, die sich in den Noten mehr verbirgt als zur Schau stellt, ist ansehnlich; sie umfaßt auch die lateinische Poesie der Humanisten, von deren Schwierigkeiten der Leser